

Zeitschrift: Schweizerisches Freundschafts-Banner
Herausgeber: Schweizerische Liga für Menschenrechte
Band: 4 (1936)
Heft: 7

Artikel: Grenzgeschichte [Fortsetzung]
Autor: Wolf, Willy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-566907>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schen zu finden, der ihn von seinem trüben Sinnen ablenkt.

Sie sehen sich wieder in der Loge der Oper bei der Aufführung von Tristan und Isolde. Von neuem reißt dieses Theatergeschehen, das die Treue des Weibes zum Geliebten besiegt, an der Wunde des Franzosen. Da schiebt sich sachte eine Hand in die seine, umspannt sie und läßt sie erst wieder beim Aufspringen des elektrischen Lichtes frei.

An diesem Abend bleiben sie zusammen; der Franzose hat die Neigungen seines Zufallgefährten zwar erkannt, aber er ist innerlich zu einsam und verloren, um aus dieser Erkenntnis die Konsequenzen des Normalen zu ziehen. Und langsam verfällt er dem Banne des schmiegsamen Freundes, der neben vielen negativen Eigenschaften eben so viele gewinnende Züge besitzt. Rennevals Gefühle für den jungen Deutschen vertiefen sich trotz innerer Abwehr, er möchte sich lösen und kann nicht mehr. Er verlängert seinen Aufenthalt bis zur äußersten Grenze, dann muß er zurück nach Paris. Am Vormittag der Trennung pflegen die Freunde noch einmal vertraute Zwiesprache, dann musizieren sie, wie so oft in den vergangenen Tagen, bis das Spiel unter dem Druck der bevorstehenden Trennung versagt.

Während Renneval wieder Fuß faßt in seiner Vaterstadt und damit langsam aus dem Bannkreis des Hamburger Erlebnisses scheidet, hat sich sein Freund nach Colmar versetzen lassen, um näher der französischen Kapitale zu sein. Renneval ist peinlich überrascht von dieser Nachricht. Er fährt wohl einige Male nach Colmar, dann verlängert er die Zwischenräume seiner Besuche, auch die Korrespondenz entzieht sich der Vernachlässigung nicht, bis ihn ein Notruf des Bediensteten dringend zu seinem Freunde bittet.

Er findet diesen zum letzten Schluß gerüstet, eine starke Dosis Veronal hat ihn seit vielen Stunden des Bewußtseins beraubt. Renneval schickt die Pflegerin weg — er hat den verzweifelten Schritt seines Gefährten begriffen und will ihn selbst umsorgen, um die Schuld, die ihn an dem Geschehnis trifft, abzutragen. Ein Gefühl unendlicher Dankbarkeit läßt ihn alles vergessen in dem Momente, da der langsam zum Leben Zurückkehrende langsam die Lider öffnet.

Am Lager des Genesenden wird dem Maler endlich klar, daß sein Geschick mit demjenigen seines Freundes verbunden bleiben muß, daß dieser ihn inniger liebt, als alle andern — er erkennt auch, daß er selbst viel tiefer für den Gefährten empfindet, als er es sich bisher eingestand. Warum soll er sich weiter auflehnen gegen Gefühle, die er nicht zu er töten vermag, warum soll er kämpfen gegen ein Geschick, das ihm das kostlichste Gut dieser Erde, den Besitz eines Menschen, brachte?

Der Genesende erhält Urlaub, den die beiden Freunde gemeinsam im Elsaß verbringen; beglückende Wochen innerer Verbundenheit, die selbst die nationalen Unterschiede verwischt und das ewige Problem Frankreich/Deutschland überbrückt. Beide sind Offiziere, beide stehen unter dem Eindruck der kommenden europäischen Katastrophe. Der Autor hat es verstanden, über die politische Frage der beiden Länder ein Gespräch voller Menschlichkeit und Einsicht auf die Lippen der beiden Freunde zu legen. Sie geloben, im Kriegsfalle im gleichen Lager zu kämpfen; derjenige, dessen Land die Schuld am Ausbruch der kommenden Katastrophe trägt, wird das Gelöbnis erfüllen müssen.

Dann bricht der Krieg von 1914 aus. Renneval geht an die Front, sein Freund als Offizier des „angreifenden Landes“ wird fahnenflüchtig, aber nicht um nach Frankreich zu stoßen, sondern um sich in einem feudalen Hotel in Luzern den Krieg aus der Ferne zu betrachten. Er liebt das Unbehagen, knüpft eine neue Freundschaft.

Renneval erwartet mit brennender Ungeduld Nachricht von seinem Freunde, um dessentwillen er aus dem Kreise seiner früheren Freunde ausgeschieden ist und der für ihn in der ungewohnten Härte des Frontdienstes den einzigen Lichtblick

bedeutet. Und endlich trifft diese Nachricht ein; ein Brief aus Luzern, aus der Unbekümmertheit der Alltagsfreude, Zeilen, die durch ihre Oberflächlichkeit den Glauben eines Menschen in den Wert des Freundes jäh auslöschen, die die Liebe des Malers und damit auch seinen Lebenswillen zerbrechen. Renneval kehrte nicht mehr zurück aus dem Gefechte des kommenden Tages. — Lucien Borgo.

Grenzgeschichte

von Willy Wolf

„Drei Mann bleiben zur Bewachung hier. Der Rest antreten.“ Im Flur wurde das Kommando ausgeführt. Waffen klimmten, der Lärm von eisenbeschlagenen Stiefern dröhnte durch das Haus. Dann wurde es ruhiger, zuletzt schlug eine Türe hart ins Schloß.

Fedor stand noch immer mitten in der Stube, wie ein Fels, der wütenden Stürmen getrotzt hatte. Aber hatte er damit auch ihre Kraft zerbrochen? Und nun fühlte er, wie sie stärker und unheilvoller von ihm abgewichen waren, zu besserer Zerstörungsarbeit jenseits der Grenze. Da gewann er die Besinnung zurück. In grellen Bildern klärten sich blitzartig die Folgerungen seines Handelns. Er sah den Ueberfall auf jene Wache, den verzweifelten Kampf der wenigen Menschen gegen eine Uebermacht. Da lief der Freund, nur dürftig bekleidet, mit der Waffe in der Hand, riß plötzlich die Arme hoch und sank in den Schnee. Felix und die andern, und alle hatte er auf dem Gewissen. Durfte er das? Nein, und tausendmal nein! Nicht durch seine Schuld unnützes Blutvergießen, und wenn er selbst leiden mußte, jahrelang, aber nicht um seinetwillen durften junge Menschen um ihr Daseinsrecht betrogen werden. Auch nicht für seine Unschuld. Er sah wieder die Augen des Freundes auf sich gerichtet, große, schreckerfüllte Augen, die er doch vor allem Häblichen bewahren wollte. Er sah ihn den Mund öffnen, ein qualvoller Schrei traf lautlos sein Herz und ein brechender Blick ertrank im Blut. Andere Gesichter formten sich dahinter, fremde, in die sein Name sich klagend eingrub. Mütter schritten über Gräber auf ihn zu, hielten ihm in ihren Händen die zuckenden Herzen ihrer Söhne entgegen. Er wollte sich wehren, den Visionen entfliehen, aber etwas bannte ihn und drückte ihn nieder. Es war die unerträglichste Menschenlast, die Schuld. Da schrie er auf.

„Nein, ich will die Schuld nicht! Sie dürfen um meinetwillen nicht sterben. Ich habe es getan für euch, für dich, Felix.“

Ein Mann der Bewachung lief hinaus, rief etwas durch den Sturm. Seine Worte fanden Widerhall. Dann war es still, eine ganze Zeit, eine Ewigkeit für Fedor.

Auf dem Flur wurde ein eiliger Schritt hörbar. In der geöffneten Tür stand schneebedeckt der Offizier und sah zu Fedor hinüber, der zusammengesunken auf einem Stuhl an der Wand saß. Unwillig darüber, daß Fedor ihn zu einer Maßnahme gedrängt hatte, die in ihrer Schwere er erst jetzt erkannte, suchte er nach Worten, die dem Verräter gebührten. Aber da hob Fedor den Kopf. Es war ein fahles, müdes Gesicht, in das der Offizier schaute, und aus zwei inhaltsleeren Augen blickte ihn ein abgekämpfter Mensch an. Mit einer stummen Bewegung wies der Offizier die Soldaten hinaus, wartete bis die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte, dann erst ging er auf Fedor zu.

(Fortsetzung folgt!)